

Es gilt das gesprochene Wort!

Erzbischof Joachim Kardinal Meisner

Predigt zum Pontifikalamt im Hohen Dom zu Köln am 7. Juni 2008

anlässlich der Einführung des Ständigen Diakonates im Erzbistum Köln vor 40 Jahren

Liebe Mitbrüder!

Der Herr hat seine Verheißung, bei uns zu bleiben bis zur Vollendung der Welt, wahrgemacht in seiner Kirche. Sie ist – wie Papst Pius XII. formuliert hat – der fortlebende Christus in der Geschichte. Die Kirche nennt sich katholisch, nicht nur, weil sie über die ganze Erde verbreitet ist, sondern weil sie alles verwirklicht hat, was der Herr in sie investierte.

1. Das geistliche Amt, dem der Herr seine Sakramente anvertraut hat, gibt es in einer dreifachen Ausfaltung. Die jeweils eine Ausfaltung profiliert und qualifiziert die andere. Das Weihesakrament umfasst den Diakonats, den Presbyterat und den Episkopat. Wenn es nur Bischöfe gäbe, dann müsste der Bischof „Mädchen für alles“ sein, d.h. er würde sein Profil verlieren und bliebe den Gemeinden seinen spezifischen Dienst der Einheit schuldig. Und wenn es nur Priester gäbe, wäre es genauso. Und wenn es nur Diakone gäbe, bliebe das eine Dienstant von gewissen Einschränkungen und Engführungen nicht verschont. Wir brauchen aber die einzelnen Ausfaltungen innerhalb des einen Weihesakramentes, damit das Weihesakrament im geistlichen Dienst der Kirche in seiner Fülle wirksam werden kann.

Vor 40 Jahren wurde der Diakonats als eigenständige, andauernde Weihestufe wieder eingeführt. Es ist nicht richtig, zu sagen, dass bis zum Jahre 1968 der Diakonats in der katholischen Kirche verschwunden war. Nein, er koexistierte gleichsam in Personalunion mit dem Priesteramt weiter, aber – das müssen wir in aller Ehrlichkeit sagen – er führte dabei oft ein unterbelichtetes Dasein. Als Folge des II. Vatikanischen Konzils wurde das Diakonatsamt wieder als selbstständige und andauernde Einrichtung in der Kirche etabliert. Wenn Christus das Weiheamt in dreifacher Ausformung gestiftet hat, dann können wir auf keine Ausformung verzichten, und keine kann sagen: „Ich bin mehr oder ich bin weniger“, sondern das Einzelne kann immer sagen: „Ich bin anders“. Wir würden das geistliche Amt auch entstellen, wenn die eine Weihestufe die andere kopieren würde. Darum ist es ganz wichtig – und das gehört zur Ehrlichkeit gegenüber unserem Herrn, der uns in Dienst genommen hat –, dass der Diakon ganz Diakon, der Priester ganz Priester und der Bischof ganz Bischof bleibt.

Wir wissen ja, dass man nicht Diakon, Priester oder Bischof wird, um in den Himmel zu kommen. Das wird uns vorrangig geschenkt durch die Taufgnade. Vielmehr gehört die Berufung zum Diakonat, zum Presbyterat oder zum Episkopat zu den Charismen, die gegeben sind für die anderen, damit durch unseren Dienst die anderen in den Himmel kommen. Darum wird unser Dienst heilsnotwendig für die anderen. Das heißt ganz konkret: Es werden manche Menschen Christus nur kennen lernen, wenn wir uns dazu hergeben. Christus ist mit uns in dieser Welt lebendiger als ohne uns. Das hat er so gewollt. Und innerhalb dieser so gewollten Heilsordnung stimmt es, dass wir wirklich heilsnotwendig für die anderen sind. Manche werden eben Christus nicht kennen lernen, wenn wir uns dieser Berufung versagen oder wenn wir nicht mit ihr intensiv arbeiten. Darum ist es so wichtig, dass es uns gibt. Und es sollte keiner seiner Berufung unfroh werden oder in irgendeiner Weise Minderwertigkeitskomplexe bekommen.

2. Das Nächste, was mir auf der Seele brennt, ist die missionarische Dimension, die das kirchliche Dienstamt eingestiftet bekommen hat. Ob man Diakon, Priester oder Bischof ist: Wir stehen unter den drei Worten des Herrn: „Komm!“, „Bleib!“ und „Geh!“. Das Neue Testament, das Wort Gottes, hat Rufcharakter und nicht Informationsabsichten. Christus hat uns sein Wort nicht geschenkt, um unsere religiöse Wissbegier zu befriedigen, sondern um uns zu rufen und zu senden. Man könnte jeden Satz des Neuen Testaments destillieren, es kommt immer als Destillat das Wort „Komm!“ heraus. Darum ist Christus immer einer, der uns herausruft, sodass über unserem Leben permanent ein rufendes Wort steht: „Komm!“. Und dann heißt es zunächst weiter: „Bleib!“ – Bleib in meiner Liebe! (vgl. Joh 15,9). Das Bleiben in der Liebe Christi, das Verbleiben im Christumysterium, schlägt sich dann sofort nieder in dem Wort „Geh!“. Denn Christus ist immer einer, der vom Vater weggeht und zu den Menschen hinfindet. Er will uns mitnehmen auf die Suche nach den Verlorenen. „Geh!“ Ich bin der Meinung, dass dieses Wort „Geh!“ heute in der Kirche fremder denn je ist. Sind wir wirklich eine „Geh-hin-Kirche“, wie Kardinal Höffner es formulierte? Erinnern wir uns an das berühmte Gleichnis, in dem Christus seine Hirtensorge deutlich macht. Dort sagt er, dass der Herr die 99 Schafe in der Wüste zurücklässt, um dem einen, dem 100. Schaf, das sich verloren hat, nachzugehen (vgl. Lk 15, 1-10). Wenn der Hirt aber die 99 verlässt, dann zerstreuen sich die 99 Schafe, und er verliert sie, indem er dem einen nachgeht, dann hat er alle verloren. Damit das nicht passiert, hat Christus das Hirtenamt verdreifacht.

Der Bischof ist Vorsteher, zunächst nicht Nachläufer. Das Gleiche werden wir weithin auch vom Priester sagen müssen, der zunächst am Vorsteherauftrag des bischöflichen Hirtendienstes teilhat. Die Diakone hingegen sind zum Nachgehen und zum Suchen bestimmt. Sie sollen sammeln, was zerstreut ist, und suchen, was verloren ist. Denn dann verliert der Herr nicht die 99 und gewinnt das eine Verlorene wieder zurück. Wie wichtig ist es daher, dass es alle drei Ausformungen des einen Weihesakramentes gibt!

3. Nun werfen wir noch einen Blick auf das Zahlenverhältnis der 99 in der Herde und dem Einen in der Wüste. Ich glaube, wir sind uns einig, dass für uns heute das Zahlenverhältnis genau umgekehrt ist: 99 sind uns davongelaufen, und eins ist uns davon zurückgeblieben. Manchmal habe ich den Eindruck, an diesem einen Zurückgebliebenen zupfen wir alle herum: der Bischof, die Weihbischöfe, die Prälaten, die Pastöre, die Diakone, die Pastoral- und Gemeindereferent/inn/en. Die 99 aber überlassen wir völlig sich selbst. Wir treten uns in der Pflege des einen Schafes dauernd auf die Füße, wo es doch so viel Auslauf gäbe, nämlich den 99 nachzugehen. Aber wir überlassen sie ihrem eigenen Schicksal. Darin liegt die Absicht des Heiligen Geistes, der uns seit 40 Jahren wieder den Diakonat als Ständige Einrichtung zurückgeschenkt hat, dass der Nachgang nicht ausfällt und dass das Nachlaufen eine ständige Bewegung in der Kirche bleibt. Ich meine, eine diakonische Kirche ist eine Kirche im Vormarsch, eine Kirche im Angriff, eine Kirche im Aufbruch, eine Kirche im Nachgang, eine Kirche, die auf die Straße geht.

Mir imponiert immer wieder der Bericht aus der Apostelgeschichte, wo der Kämmerer der äthiopischen Königin auf einer Wallfahrt nach Jerusalem ist und sich dort als Souvenir, als Devotionalie, eine Jesajarolle kauft (vgl. Apg 9, 26-29). Als er wieder nach Hause fährt, liest er darin. Am Straßenrand steht der Apostel Philippus. Er beunruhigt den Kämmerer mit der Frage: „Verstehst du das, was du liest?“. Wir sind heute froh,

wenn uns niemand mehr fragt, geschweige, dass wir so missionarisch sind, anderen Fragen zu stellen. Wir müssen wieder eine Kirche werden, die auf die Straße geht und die Leute mit ihren Fragen behelligt: „Wisst ihr denn eigentlich, warum ihr an eurem Lebensschicksal herumbuchstabiert? Wisst ihr eigentlich, wohin der Weg führt, auf dem ihr geht?“ Wir müssen immer wieder eine fragende Kirche werden, die die Menschen mit ihren Fragen beunruhigt, um ihnen dann aber auch eine Antwort zu geben. Philippus ist ein typischer Einsteiger, nicht ein Aussteiger. Auf seine Frage hin sagt der Kämmerer: „Steig mit ein!“, und er steigt in sein Lebensvehikel mit ein, fährt ein Stück mit, und dann sind sie so weit, dass er sagt: „Hier ist eine Wasserstelle. Was steht meiner Taufe noch im Wege?“. Als das geschehen ist, verschwindet Philippus, und der Kämmerer fährt allein als Getaufte, als Christ, nach Hause. Hier sehe ich ein Modell unserer kirchlichen Situation und unserer Berufung in die missionarische Dimension der Kirche hinein.

Ich sehe im Diakonat keine Zwitterstellung zwischen Amt und Laie. Die Diakone sind ganz Kleriker, aber sie stehen durch ihren Beruf, den sie ja zum Teil auch ausüben, aber auch durch ihre Familie viel mehr in der Welt als wir Priester oder Bischöfe. Und darum sind sie doch eine Brücke vom Dienstamt in das allgemeine Priestertum unserer Laienchristen. Sie bringen spezifische Welterfahrung in das Dienstamt hinein, aber sie transportieren auch in ihre Umwelt, in ihren Lebenskreis spezifische Erfahrung aus dem kirchlichen Weihedienst. So sind sie wertvolle Emissäre, die vermitteln, die überprüfen, die von einem theologischen Ort an den anderen hinübergehen. Es ist darum ganz wichtig, dass unsere Diakone ihr eigenes theologisches Profil gewinnen und nicht den Priester oder den Laien, den Weltchristen, imitieren. Diakone müssen ihr eigenes Profil haben.

Wenn wir 1968, also vor 40 Jahren, die ersten Diakonenweihen in Deutschland hatten, dann können wir noch nicht erwarten, dass es ein perfektes Diakonenbild gibt, wie es ein Priesterbild gibt, das sich aber seit 2000 Jahren ausformen konnte. Ich meine, es gibt auch eine objektive Begründung, weshalb es wohl nie ganz das Diakonenbild schlechthin geben wird, wie es das Priesterbild gibt. Meines Erachtens hat die Diakonenberufung zwei Schwerpunkte: Der erste Schwerpunkt ist der Altar. Er ist unaufgebbar für jeden Diakon. Der zweite Schwerpunkt seiner Lebensellipse sind – um es biblisch zu sagen – die Hütten der Mühseligen und Beladenen. Das sind meines Erachtens die beiden Schwerpunkte ihrer diakonischen Ellipsenexistenz: der Altar und der Lebensraum derer, die sie brauchen. Diese Lebensräume und die Nöte ändern sich – so glaube ich – in jeder menschlichen Generation. Darum sieht ein Diakon in seinem Dienst im ersten Jahrhundert anders aus als im dritten und ein Diakon im dritten anders als im fünften Jahrhundert. Das Diakonenbild wird immer die Färbung der Notstände der jeweiligen Zeit an sich tragen. Daher wird das Diakonenbild vielleicht gar nicht so homogen sein, wie es das Priesterbild in der Vergangenheit war und vielleicht in der Gegenwart noch ist.

Das kirchliche Dienstamt ist gleichsam im Diakonat flexibel geblieben, um sich immer wieder den jeweiligen Notständen einer Zeit anzupassen. Diese Elastizität und diese Flexibilität des Dienstamtes müssen gerade im Diakonat erhalten bleiben. Wir werden uns aber auch immer festlegen müssen, dass es nie ohne Altar geht. Wir werden uns festlegen müssen, dass es nie ohne den Adressaten, den Verlorenen, den Hilflosen geht. Aber der Hilflose hat eben sehr viele Gesichter.

Die Kirche muss auf den Beinen bleiben und den Verlorenen nachgehen. Dazu hat der Diakon gleichsam das Stimulans einer Pfarrei zu sein und auch innerhalb des kirchlichen Dienstamtes zu sein und zu bleiben. Je mehr die Diakone Diakone werden, desto mehr werden die Verlorenen gesucht, die Kranken besucht, die Zweifelnden belehrt, die Trostlosen getröstet. Kehren wir immer wieder zur Quelle unserer Berufung, zu Christus, zurück und lassen wir uns täglich neu senden! Ist die Kirche und damit die Welt in den letzten 40 Jahren, seitdem es den Diakonat als ständige Einrichtung wieder gibt, vitaler, missionarischer und diakonischer geworden? Die Antwort darauf sollte sich jeder selber geben. Amen.

+ Joachim Kardinal Meisner
Erzbischof von Köln